



MARC DEGENS

**HIER
KEINE
KUNST**

SuKuLTuR



MARC DEGENS

**HIER
KEINE
KUNST**

SuKuLTuR

Marc Degens

Hier keine Kunst

Fast ein Roman

SuKuLTuR
2011

Hier keine Kunst
ein SuKuLTuR-Produkt

eBook-Ausgabe August 2011
1. Auflage (Print) März 2008
Alle Rechte vorbehalten

Text und Cover: Marc Degens
Gestaltung: Torsten Franz

SuKuLTuR, Wachsmuthstraße 9, 13467 Berlin
sukultur@satt.org · www.sukultur.de

ISBN (ePub) 978-3-941592-88-9
ISBN (pdf) 978-3-941592-89-6

eBook-Herstellung und Auslieferung
readbox publishing, Dortmund
www.readbox.net



Marc Degens, geboren 1971 in Essen, schreibt Romane, Erzählungen, Aufsätze, Kolumnen und Gedichte. Zahlreiche Einzelveröffentlichungen, zuletzt »Das kaputte Knie Gottes« (2011) und »Unsere Popmoderne« (2010).

www.marc-degens.de

DIE SCHWARZE WELT

»Her mit den Stellenangeboten und den Wohnungs- und Bekannftschaftsanzeigen. An den Wochenenden schreiben Sie sich die Finger wund, und Ihr Terminkalender füllt sich.«

Vielen Dank, daß Sie dieses Buch gekauft haben. Ich kann mir schon ausmalen, wie viel Überwindung es Sie gekostet hat, für das Romandebüt eines unbekanntes und dazu auch noch deutschsprachigen Schriftstellers auf einen Schlag so viel Geld auszugeben. Sie standen in der kleinen, engen Kellerbuchhandlung vor dem Tisch mit den Neuerscheinungen, und der Vollbart hinter dem Tresen beäugte Sie mißtrauisch. Er nahm seine Brille ab, putzte sie, doch seine Maulwurfblicke klebten an Ihnen wie die vier Tapetenschichten an der Küchenwand. Sie hatten Angst, daß er gleich seine Stimme erhebt, Sie anspricht und unverbindlich berät. Seine Meinung kundtut und Urteile fällt, weil er all die Bücher hier gelesen hat und es einfach loswerden muß: Dieses ist gut ... Jenes ist schlecht ... Das da geht so. Aber nein, natürlich konnte er nicht all die vielen Bücher hier gelesen haben, das geht schon rein zeittechnisch gar nicht. Sollte er Sie trotzdem angesprochen haben, dann bloß deshalb, um Sie besser beobachten und unauffälliger kontrollieren zu können. Seien Sie ihm aber bitte nicht böse, er meint es nicht persönlich, vielmehr kennt er seine Kundschaft. All die bildungsbürgerlichen Bücherwürmer und verkopften Leseratten, immer schön etepetete und *ach* so kultiviert. Doch wehe, der Vollbart gibt einen Moment nicht acht, zum Beispiel weil das Telefon klingelt oder die Computerkasse spinnt, schon verschwindet der Umbrien-Reiseführer in der Handtasche oder der Helmut-Newton-Fotoband im Mantelinneren. Bevor die Dame oder der Herr gehen, kaufen sie noch ein billiges Krimitaschenbuch oder ein Mängellexemplar aus der Grabbelkiste, für das der Vollbart eigens eine Quittung ausstellen muß: Fachliteratur. Der Buchhändler hat wirklich allen Grund, derart branchenkrisig aus der Wäsche zu gucken. Oder er will bloß eine rauchen.

Jedenfalls fühlten Sie sich bedrängt und auch ein wenig verpflichtet, und so wogen und wendeten Sie das

eingeschweißte Buch gewissenhaft in ihren Händen, lasen den Klappentext: *Ein nahezu perfektes Debüt ... Mitreißende Geschichte ... Doppelbödiges Spannung ... Vollzärtlicher Bosheit ... Rasante Prosa ... Virtuose Sprache ... Präzise erzählt mit Lust am Detail ... Schnoddrig, schwermütig, scharfsinnig ... Sexy, witzig, weltgewandt ... Sätze, die tief ins Dekolleté der Großstadt schauen ... Eigensinnig beobachtet ... Farbige Episoden ... Utopischer Vielklang ... Stimmungsvolle Phantastik ... Psychologisch verschlungen mit einer Portion Selbstironie ... Erstaunliche Wärme ... Verblüffende Wendungen ... Lebendiger Rhythmus ... Glaubhafte Dialoge ... Frisch und kraftvoll ... Mutig, poetisch, klar ... Elegant, stark, unverwechselbar ... Die deutsche Antwort auf.* Doch fünfzig Mark sind eine Menge Holz. Im Lebensmitteldiscounter bekommt man dafür drei bis oben hin gefüllte Plastiktüten, inklusive Zigaretten und Kaffee, und im Winterschlussverkauf vielleicht einen schicken, warmen Wollpullover, an dem hat man jahrelang Freude. Oder verwöhnen Sie sich: Gehen Sie in die Sauna, anschließend ins Kino und köpfen Sie daheim vor dem Zubettgehen noch eine Flasche Prosecco. In literarischer Währung sind fünfzig Mark gar ein kleines Vermögen. Zehn Zentimeter Hermann Hesse, fünfzehn Zentimeter Heinrich Böll, bestimmt sogar zwanzig Zentimeter Thomas Mann bekommt man dafür – und diese Herren sind durch die Bank Nobelpreisträger. Macht also unsere Bücher billiger. Na klar, ich unterstütze diesen Plan, doch es ist nur ein frommer Wunsch, denn bitte versetzen Sie sich einmal in meine Lage. Letzten Monat war der Abfluß in der Küche kaputt, das Spülwasser wollte nicht abfließen, Mutter probierte wirklich alles aus. Sie kippte einen Liter Chemiereiniger in das Becken, versenkte ein Stoßgebet nach dem anderen im Himmel und hantierte stundenlang mit dem Saugpumpel herum – dieser an einem Holzstab befestigten roten Gummiglocke, die man ansonsten zum Dämpfen von Trompeten benutzt. Doch alle

Mühen waren umsonst, Mutter mußte den Installateur kommen lassen. Und der kam zehn Tage später endlich auch, trank einen Eimer Kaffee, hantierte eine halbe Stunde unter der Spüle herum und verlangte dafür am Schluß sage und schreibe einhundertfünfzig Deutsche Mark ohne An- und Abfahrt. Wieviel Stunden werde ich dagegen für diesen Roman aufgewendet haben? Unzählige ... Ich tippe hundert. Und im Gegenzug erhalte ich von Ihnen fünfzig Mark. Das macht fünfzig Pfennig pro Stunde! Dafür würde der Installateur noch nicht einmal seine Tasse heben. Um also eine Handwerkerstunde zu bezahlen, müßte ich drei komplette Romane schreiben. Trotzdem möchte ich mich an dieser Stelle noch einmal bei Ihnen für den Kauf dieses Buches bedanken, denn ginge es mir nur ums Geld, dann wäre ich Scheich oder Spice Girl geworden. Jetzt wird es aber Zeit, daß ich mich vorstelle, schließlich wurde ich gut erzogen.

Meinen Namen kennen Sie bereits, man kann ihn sich nicht aussuchen, es ist der auf dem Umschlag. Ich bin ledig, zweiunddreißig Jahre jung und beruflich ... Sagen wir es so: *ungebunden*. Ich bin in einer westdeutschen Kleinstadt geboren und aufgewachsen, in der ich bis gestern noch lebte, und habe ein paar Pfunde zu viel auf den Rippen, das ist genetisch bedingt. Ansonsten aber geht es mir prächtig, und mein Äußeres hat, ohne mir schmeicheln zu wollen, nichts Abstoßendes. Wie gesagt wohne ich seit gestern aber nicht mehr in meiner Heimatstadt, sondern in Berlin, dem finsternen Moloch, der pulsierenden Spreemetropole, Deutschlands Herzkammer. Und was soll ich sagen? In Berlin herrscht ein anderes Klima, es ist tierisch kalt hier, selbst in der Wohnung, die Scheiben sind beschlagen, und mein Atem dampft ... Angeblich ein typischer Januartag für Berliner Verhältnisse. Warum ich hier hingezogen bin, ist ebenfalls rasch erzählt. Vor nicht einmal achtundvierzig Stunden faßte ich den Entschluß, Schriftsteller zu werden. Neues Jahrtausend,

neues Glück. Eine Münze gab den Ausschlag, die Alternative hieß Verbrecher. Ich bin froh, daß es so gekommen ist, obwohl mir bewußt war, daß die Entscheidung eine Vielzahl persönlicher Veränderungen mit sich bringen würde. Denn als Schriftsteller wandelt sich unweigerlich der Blick auf die Umwelt, er wird schärfer, fokussierter, man beobachtet genauer und hält ständig Ausschau nach lohnenswerten Geschichten. Aus diesem Grund hielt ich es für ratsam, meinen geistigen gleich mit einem räumlichen Wechsel zu verbinden und die Gelegenheit beim Schopf zu packen und alte Zöpfe abzuschneiden. Meine Eltern sind zwar eigentlich recht angenehme Mitbewohner, doch nach ihrem Tod werde ich noch genug Zeit in ihrer Doppelhaushälfte zubringen.

Mein Entschluß, nach Berlin überzusiedeln, ist gleichfalls das Resultat künstlerischer Überlegungen. Ich möchte hier einen Roman abfassen, den alle Menschen auf der ganzen Welt verstehen können. Der verfilmbar ist, global, umfassend und universal, etwa so wie das Internet. Ein Werk, das eine klare Geschichte erzählt: Klug und gewandt, flüssig und einfach, spannend und unterhaltsam. Ich bin fest davon überzeugt, daß mir die Weltstadt Berlin dabei helfen wird. Natürlich hätte ich auch nach New York ziehen können, nach Buenos Aires, Barcelona oder Tokio. Für den Anfang hielt ich es allerdings für ratsamer, mich in einer deutschsprachigen Metropole niederzulassen. So schrumpfte sich die Auswahl rasch gesund, und außerdem wohnt in Berlin mein alter Schulkamerad Stefan Weber. Der lange Stefan, ein ungemein netter Zeitgenosse. Mehr kann ich im Grunde auch nicht über ihn sagen, denn der lange Stefan war zwei Klassen über mir, und deshalb hatten wir kaum Kontakt miteinander, eigentlich gar keinen. Doch meine Heimatstadt ist ein Dorf, und so drang auch an mein Ohr die Nachricht, daß der lange Stefan geheiratet hat und noch vor der Wiedervereinigung in die Mauerstadt gezogen ist, um sich auf diese Weise seiner

Vaterlandspflicht zu entledigen. Kurzentschlossen rief ich vorgestern die Telefonauskunft an und ließ mir siebzehn Berliner Rufnummern diktieren. Schon bei der ersten hatte ich Glück. Der lange Stefan konnte sich zwar nur noch schemenhaft an mich erinnern, was nach so vielen Jahren auch nicht überraschte, doch nachdem ich seinem Gedächtnis auf die Sprünge geholfen und mich als der kleine dicke Junge mit Brille und Augenpflaster zu erkennen gegeben hatte, schien es, als hätte jemand die Uhr zurückgedreht. Der lange Stefan freute sich sehr, daß ich mich bei ihm gemeldet hatte, und fand es eine prima Idee, wenn ich ihn in Berlin besuchen käme. Er sah auch überhaupt kein Problem darin, wenn ich übergangsweise, bis ich eine eigene Bude gefunden hätte, bei ihm wohnen würde ... Gesprächsstoff sei ja zur Genüge vorhanden. Der lange Stefan gab mir seine Adresse und eine kurze Wegbeschreibung, insgesamt dauerte das Gespräch nicht länger als fünf Minuten. Nachdem ich aufgelegt hatte, holte ich meinen Koffer vom Dachboden, packte ihn und überbrachte meinen Eltern die frohe Kunde. Ich bin ein Berliner. Schon morgen.

Wider Erwarten nahmen Vater und Mutter die Neuigkeit ausgesprochen tapfer entgegen, ich hatte es mir schwerer vorgestellt. Meine Eltern sind alte Leute, und ich bin ihr einziger Sproß. Doch es flossen keine Tränen, es fielen auch keine bösen Worte. Mutter schien sich sogar ein bißchen für mich zu freuen - jedenfalls witzelte sie die ganze Zeit über albern und töricht herum. *Ha ha, der Junge wird flügge, Vögel müssen ziehen, einen Fluß kann man nicht aufhalten.* Das ist ihre Art, mit Schmerzen umzugehen. Vater wollte wissen, wann genau ich am anderen Tag abreise. Danach rief er Großmutter an und berichtete ihr, daß mein Zimmer frei werde und sie bereits am nächsten Nachmittag einziehen könne. Obwohl ich wußte, daß der Frohsinn meiner Eltern bloß gespielt war, war ich erleichtert.

Die letzte Nacht in meinem Elternhaus war traumlos – wie unter einem Schleier verlebte ich die restlichen Stunden. Am anderen Morgen konnte ich mich nicht mehr von Mutter verabschieden, da sie in aller Herrgottsfrühe einen Termin beim Radiologen wahrnehmen mußte. Vater richtete mir ihre Grüße und Wünsche aus, toi, toi, toi, Hals- und Beinbruch. Ich solle mich ruhig einmal melden. Ohne Koffein, da weder Vater noch ich wußten, wie man die Kaffeemaschine bedient, fuhr mich Vater mit dem Kadett zum Bahnhof. Der Morgen verdämmerte, ich löste eine Fahrkarte, stieg in den Zug, lief in den Speisewagen und bestellte ein Bier. Am Tisch gegenüber saß ein grauer Anzugträger und spielte mit seinem Schoßcomputer. Und plötzlich erschien sie, stand vor mir und lächelte mich an: Meine Romanidee! Sie nahm Platz, ich lud sie zu einem weiteren Pils ein, und wie aus dem Nichts bildeten sich Buchstaben, Worte, Seiten ... Dieses Werk inklusive Titel: ...

DIE SCHWARZE WELT

Zehn. Die Erde ist ein in Brand gestecktes, nach und nach verglimmendes Zündholz. Neun. Ohne Eile breitet sich die Feuersbrunst aus. Acht. Der Kopf schnürt sich zusammen, welkt und schrumpelt. Knisternd, Millimeter für Millimeter. Sieben. Die ersten Feuerwerksraketen zerbersten strahlend und lauthals in der klirrend kalten Nacht. Sechs. Robert schaut auf die Fernsehuhhr und zählt die verrinnenden Sekunden innerlich mit. Fünf. Er greift das verkohlte Streichholzende, es ist noch heiß. Vier. Zwischen zwei Fingerspitzen hält Robert eine sterbende Welt. Drei. Alles wird ein Raub der Flammen, lodert auf, lichterloh, und vergeht. Zwei. Zurück bleibt ein verkrümmter, verkrüppelter Leichnam. Eins. Schwarz, finster, berußt. Schutt und Asche. Yeah! Robert schließt die Augen und umarmt seine Frau. Sie küssen sich. Das Fernsehbild erstickt im Schneegestöber.

»Ich liebe dich, Baby. Alles Gute für die nächsten tausend Jahre.«

»Ich liebe dich auch.«

Als Robert die Augen wieder öffnet, verlöscht der Deckenfluter und verglimmen die Signalanzeigen an der Stereoanlage, am Anrufbeantworter und am Fernsehgerät. Iris lacht und packt Robert am Arm.

»Komm mit raus, mein Schatz.«

Iris öffnet die Balkontüre. Robert sucht nach seinem Sektglas, findet es in der plötzlichen Dunkelheit des Wohnzimmers aber nicht. Ohne Getränk tritt er auf den Balkon. In den Nachthimmel zischen Schwärmer, Raketen und Heulfontänen. Rot, grün, blau, gelb: In allen Farben des Regenbogens. Männer, Frauen und Kinder bevölkern die Gehwege und lassen Chinakracher und Knallfrösche explodieren. Ein junger Mann feuert mit seiner

Leuchtkanone auf das Portal der Polizeiwache. Alle Straßenlaternen sind ausgeblasen, in keinem Fenster brennt ein Licht. »Das ist so schön«, sagt Robert. Iris drückt sich fest an ihn. Robert zieht sein Handy aus der Jackettasche und tippt auf die grüne Taste. »Ich ruf mal kurz Mutter an.«

Das Display bleibt leer. Robert wundert sich und legt das Mobiltelefon auf die Balkonbrüstung.

»Süßer, ich hol mir noch ein Glas Sekt. Willst du auch noch was?«

Robert schüttelt den Kopf. Iris verschwindet im Inneren der Wohnung. Robert schaut auf die Straße, die Ampelanlage an der Kreuzung ist ausgefallen. Zwei Frauen winken aus dem Fenster der Nachbarwohnung und prostern ihm zu.

»Seltsam«, sagt Iris, als sie auf den Balkon zurückkehrt, »der Kühlschrank funktioniert nicht. Anscheinend haben wir einen Stromausfall.«

»Hauptsache du bist bei mir.«

Robert nimmt ihre Hand. Iris ist das Beste, was ihm auf seine alten Tage geschehen konnte. Mögen die Zeitungen schreiben, was sie wollen: Er liebt sie, und sie liebt ihn.

»Mein Gott, Robert, sieh nur!«

Iris zeigt in den Himmel. Über den Dächern schwebt ein unbeleuchtetes Passagierflugzeug. Es ist ganz nah, vielleicht zwei, drei Kilometer entfernt. Mit einem Mal kippt es nach vorne über und fällt wie ein Stein zur Erde.

»O nein!«

Das Flugzeug rast in einen Häuserblock, eine schreckliche Explosion zerreißt die Nacht. Rauchsäulen steigen auf, höher als der Fernsehturm. Die Menschen auf den Straßen schreien, weinen und fliehen. Am Horizont tost ein Feuermeer. Die Welt geht unter. Iris wird bleich, ihre Stimme zittert.

»Robert, ich muß sofort ins Studio.«

Ich fasse zusammen. Es ist der 31. Dezember 1999, die Silvesternacht, der Jahrtausendwechsel. Auf dem ganzen Erdball herrschen Jubel, Trubel, Heiterkeit. Doch während die Menschheit ausgelassen die neue Ziffernfolge feiert, gehen nach und nach an allen Orten der Welt die Lichter aus. Sidney, Warschau, Los Angeles. Die Computersysteme stürzen ab, die Maschinenwelt versagt, komplett, hello goodbye. Das Ganze nennt sich neudeutsch Y2K, Year two Kilo, die digitale Datumsfalle, der Jahr-2000-Crash. Noch vor ein paar Wochen waren die Nachrichten voll davon, wir sind nur knapp dem Untergang entronnen. In meinem Roman aber wird das Mögliche Wirklichkeit werden und alle technischen Geräte auf den nächsten Seiten ihren Geist aufgeben: Mikrowellen, Kühlschränke, Herzschrittmacher, Türklingeln ... Die Menschen verlieren ihre High-Tech-Krücken, es ist wieder Steinzeit. Auch in Berlin. Die Reichen sind mit einem Schlag arm, die Gesunden krank, Seuchen und Hungersnöte breiten sich aus, Völker wandern von einem Kontinent zum nächsten, Hunde, Katzen und Hamster verwandeln sich in gefährliche, uns überlegene Nahrungskonkurrenten. Das ist ein dankbarer Stoff für jeden Künstler: Im Hintergrund bebt das kollektive Drama, während es vorn tragisch menschelt. Da wird gezittert und gelitten, die Klaviatur der Gefühle bewegt, hoch und runter, mit allem Pipapo. Als Helden für meine Geschichte kommt nur ein Liebespaar in Frage. Sie, Iris, ist eine hübsche TV-Ansagerin, blond, gut gebaut, aber nicht dumm. Er heißt Robert, ist Schriftsteller, gescheit und nicht auf den Mund gefallen, ein Genußmensch, mit feinen Manieren und autobiographischen Zügen. Gemeinsam werden Iris und Robert versuchen, der Natur und allen Elementen zu trotzen, Feuer, Wasser, Erde, Luft. Am Schluß wird Robert würdevoll abtreten, damit Iris weiterleben kann. Auf dem Grab wird sie seinen Sohn gebären, Robert Junior, das bietet Anknüpfungspunkte für *Die schwarze Welt 2*.

Verzeihen Sie, daß ich so früh das Ende vorwegnehme, aber Sie haben noch gut und gerne neunhundert Seiten vor der Brust - da vergißt man schnell. Und bestimmt haben Sie sowieso schon den Kinofilm gesehen. Um es ein für allemal klarzustellen, entgegen allen anderslautenden Meldungen, die eines Tages in den Klatschblättern herumschwirren werden: Ich habe mich nicht gegen eine Verfilmung gewehrt, ganz im Gegenteil, ich habe sie von vornherein in Betracht gezogen. Nur deshalb habe ich in diesen Roman auch eine Menge Spezialeffekte eingeschrieben. So wird im nächsten Kapitel der Fernsehturm umfallen und das Brandenburger Tor begraben ... Das gibt mehr Opfer als ein Robbie-Williams-Konzert. Und Hand aufs Herz: Wie würden sie reagieren, wenn eines Tages Hollywood an Ihrer Tür klopft und um Einlaß bittet? Ich arbeite jedenfalls gern mit Profis zusammen.

Als der Zug und ich Berlin erreichten, stand die gesamte Romanhandlung fest wie ein Betonblock. Ich hatte die letzte Flasche Bier des Zugrestaurants vor über zweihundert Bahnkilometern geleert, der Deckel kostete mich fast ein Drittel meiner mitgeführten Barschaft. Ich war berauscht, voller Tatendrang und schreibdurstend ... Und hätte im Zug beinahe meinen Koffer vergessen. Dabei bedeutet mir dieses braunlackierte Gepäckstück mehr als irgendein anderes Behältnis auf der Welt. Es ist das einzige Andenken an meinem seligen Großvater - und ohne diesen Koffer wäre mein Leben sicherlich anders verlaufen. Der Koffer ist wuchtig und massiv, mit zwei Schnappverschlüssen links und rechts und eisernen Beschlägen an allen acht Kanten. Er besteht aus einem recht harten Material und läßt sich leer schon kaum heben. Innen ist er mit karierten, inzwischen ausgebleichten und eingerissenen Papierbahnen ausgeschlagen, doch immer noch erfüllt der Koffer seinen Zweck und war mir stets ein treuer Begleiter.

Mit ihm erreichte bereits Großvater Ende der fünfziger Jahre Amerika, die Vereinigten Staaten, das gelobte Land. Coca Cola, Colts und Cadillacs. John Wayne, Micky Maus, Mount Rushmore. Großvater wollte einen Job finden, sich eine Existenz aufbauen und genügend Dollar zur Seite legen, um rasch seine Braut und seinen Sohn, meinen Vater, nachkommen zu lassen. Großvater war, wie ich aus den immer gleichen Erzählungen weiß, ein begnadeter Autoschlosser, ein Kolbengenieur und Schraubenkünstler ... Er hatte für alles, was Öl frisst, ein Händchen. So fand er auf der anderen Seite des Teichs in einer KFZ-Werkstatt auch sogleich eine Anstellung und drehte und schmierte und schraubte fortan den ganzen Tag und die halbe Nacht. Der Wind des »American Way of Life« bläst in seinen Briefen an Großmutter mit Orkanstärke, in jeder Zeile, in jedem Wort, in jeder einzelnen Silbe. Man riecht buchstäblich die weite Prärie mitsamt ihren Büffeln, spürt das schwarze Maschinenöl an seinen Händen, sieht die endlosen Highways, fährt durch die gleichförmige Vorstadt und beißt in dicke, saftige Hamburger. In sechs Monaten hatte Großvater über fünfzehn Kilo zugenommen. Er war ein Selfmade-Mann, schon bald nannte man seinen Namen mit Ehrfurcht. Sein Blut fließt in meinen Adern.

Nach weniger als einem Jahr war es dann soweit, Großvater hatte genügend Geld gespart und ein schönes, großes Haus für seine Familie angemietet. Er schrieb Großmutter, daß sie ihre Sachen packen solle, er würde nun kommen und sie und meinen Vater holen. Großvater stieg in den Flieger, überquerte den Atlantik und landete in der alten Heimat, in good old Germany. Es war nicht mehr weit, ein Katzensprung noch, wenige Stunden mit der Eisenbahn, vielleicht drei oder vier. Großvater betrat den Zug, fand ein leeres Abteil, wuchtete den Koffer auf die Gepäckablage und setzte sich darunter. Der Schaffner und die anderen Fahrgäste sagten später aus, daß Großvater während der gesamten Fahrt mit einem seligen Lächeln

aus dem Fenster geschaut hat, seine Augen glänzten, er wirkte so unbeschreibbar glücklich. Als der Zug den kleinen Bahnhof erreichte, an dem Großmutter und mein Vater ihn erwarteten, stieg Großvater nicht aus. Der schwere, massige Koffer war aus der Gepäckablage direkt auf seinen Kopf gefallen, Großvater war auf der Stelle tot. Zwei Tage später wurde er auf dem evangelischen Kirchfriedhof beigesetzt, keine zehn Minuten von unserem Haus. Großmutter packte ihre Taschen wieder aus und trägt bis zum heutigen Tag Trauer.

Wie sähe mein Leben aus, wenn es diesen Koffer nicht gegeben hätte? Bestimmt könnte ich heute fließend Englisch sprechen, wäre noch beleibter, würde in einem Schnellrestaurant Kaffee ausschenken und mit einem Mädchen namens Betty rummachen. Vielleicht wäre ich aber auch mit Madonna liiert? Sie hätte mich beim Videodreh kennengelernt, auf Anhieb hätte es zwischen uns beiden gefunkt. Ich würde nun ihre Fanpost beantworten, gemeinsam setzen wir uns für Obdachlose und Aidskranke ein, und an meinem dreiunddreißigsten Geburtstag würde Sting ein Ständchen für mich singen. Doch höchstwahrscheinlich gäbe es mich gar nicht, denn Mutter hat noch nie das Bundesland verlassen, sie weigert sich sogar, Mozzarella zu kaufen oder ihren Bruder in Mecklenburg-Vorpommern anzurufen.

Offensichtlich aber habe ich von Großvater nicht nur seinen Koffer, sondern auch sein Fernweh geerbt. Frohgemut stand ich deshalb gestern nachmittag an den Gleisen des Bahnhofs Zoo. Es war ein unbeschreibliches Gefühl, ich taumelte vor Glück ... Nun gut, ich war auch ein bißchen betrunken. Ich schaute mich um und kann allerdings nicht verhehlen, daß ich mir den sagemumwobenen Bahnhof Zoo beeindruckender vorgestellt hatte, größer, schmutziger, krimineller. Mit Strichern und Dealern und Obdachlosen und Messerstechereien und aufgebrochenen

Gepäckschließfächern und lärmenden Kinderpunkts und Drogentoten in jeder Ecke - zumindest mit mehr Gleisen als auf dem Bahnhof daheim. Ernüchtert kramte ich aus dem Portemonnaie die Wegbeschreibung hervor: Mit der S-Bahn zum Bahnhof Friedrichstraße, dann in die Elektrische Richtung Norden, zwei Haltestellen später aussteigen, in Fahrtrichtung die Straße rauf, rechte Seite, da. Das war eine lösbare Aufgabe, zumindest für einen ehemaligen Jung-Pfadfinder wie mich.

Jeden Dienstag und Donnerstag trafen wir uns Punkt sechzehn Uhr im katholischen Gemeindehaus unten im Keller, wo die beiden Tischkicker standen. Was hätten wir für Spaß haben können, wenn wir bloß Bälle gehabt hätten? Statt dessen saßen wir die ganze Zeit über gelangweilt im Kreis herum, unser Gruppenleiter Michael, ein neunzehnjähriger Krankenpfleger, verteilte Schokoladenzigaretten und las zunächst die Namen derjenigen vor, deren Eltern noch nicht den monatlichen Mitgliedsbeitrag überwiesen hatten. Danach wurde zwei Stunden lang in telefonbuchdicken Katalogen herumgeblättert und wild Bestellzettel ausgefüllt. Es gab ja so viele verschiedene Uniformhemden und Uniformhosen und Uniformhalstücher und Uniformhalstuchknoten zu kaufen: Baron Baden-Powell wäre vor Freude glatt ein zweites Mal gestorben. Am Ende des Treffens wurde dann noch Stimmung für das nächste Zeltlager gemacht: *Diesmal geht es richtig weit raus, ein Mordsmarsch, in Gegenden, die noch kein Fuß zuvor betreten hat. Denkt an eure Ausweise und fangt besser schon mal mit dem Training an, das ist nur was für harte Kerle ...* Alles heiße Luft, Jahr für Jahr campierten wir auf der Wiese hinterm Freibad. Bei meinem vierten oder fünften Zeltlager wurde ich schließlich unehrenhaft aus der Gruppe entlassen, mit Schimpf und Schande vor versammelter Truppe, bloß weil ich als einziger Pfadfinder keine Uniform besaß und in meinen Schulsportsachen herumließ. Vielleicht hatten die

falschen Leute aber auch Wind davon bekommen, daß ich praktizierender Protestant war, und montags und mittwochs den Konfirmationsunterricht besuchte. Ein Jahr später wurde der Verein dann komplett hochgenommen, weil Michael, der coole, von uns allen bewunderte Rover, inzwischen dazu übergegangen war, nicht nur Anziehsachen, sondern auch weiche Drogen an seine Schutzbefohlenen zu verticken. Zum Glück verbrachte ich da schon jede freie Minute in der Imbißbude neben der Sparkasse und versenkte mein Taschengeld in die dort aufgestellten Videospiegelgeräte. Nur Sport schützt effektiv vor Drogen. Aber gelernt ist gelernt, einmal Pfadfinder, immer Pfadfinder. Stur wie ein Panzer folgte ich der Wegbeschreibung und stand keine halbe Stunde später vor der Wohnungstür des langen Stefan und war stolz auf meine bewiesene Großstadtauglichkeit. Ich klingelte, kurz darauf öffnete ein kleines Männlein die Tür. Ich hätte fast losgebrüllt vor Lachen.

- Stefan? Stefan Weber?

Er nickte. Der lange Stefan sah zum Schießen aus. Er hatte höchstens noch achtzehn oder neunzehn Haare auf dem Kopf und ähnelte einem aufgedunsenen, in die Jahre gekommenen Teletubbie. Er trug einen mächtigen Schmerbauch vor sich her und war in den letzten Jahren mindestens dreißig Zentimeter in die Erde gewachsen, niemals hätte ich den langen Stefan auf der Straße wiedererkannt. Auch er starrte mich an, als wäre ich Ötzi oder der verwesene Elvis Presley. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, also nahm ich ihn in den Arm und küßte ihn links und rechts auf die Wange, so wie es die Leute in den Vorabendserien immer tun.

- Hallo Stefan, wie schön.

- Bist du, bist du wirklich?

- Natürlich, Stefan, altes Haus. Und was ist mit dir passiert? Bist du eingelaufen?

- Nö. Und du? Wo ist denn dein Augenpflaster?

- Weg.
- Und die Brille?
- Geheilt.
- Ach schade.

Alles war wie früher. Die Großstadt hatte den langen Stefan zwar alt und klein gemacht, doch seinen trockenen Humor und seine spröde Herzlichkeit hatte ich mir immer so vorgestellt.

- Ich kann es kaum glauben. Komm doch rein, Junge.
- Gern.

Drunnen war es kälter als draußen.

- Mensch, Stefan, wie schön, dich wiederzusehen.
- Ja, find ich auch. Und bis auf den Kopf hast du dich gar nicht verändert. Hier lang, Junge.

Der Flur war ein endlos langer Schlauch und ungefähr doppelt so groß wie die Wohnschlafküche, die sich daran anschloß. Das also war meine neue Heimat. Zwei Dinge vermißte ich auf Anhieb.

- Stefan, wo ist denn das Klo?
- Im Hausflur, Treppe runter. Aber ich hab den Schlüssel verloren. Wenn du mußt, gehst du am besten zu Uschi. Das ist die Kneipe an der Ecke. Die hat bis zwei Uhr offen.
- Und wo ist deine bessere Hälfte?
- Meinst du Bert? Der hat sich schon lange verpißt. Er ist eine Ratte. Und außerdem hat er eine Sextanerblase.

Man soll keinen Deut auf Gerüchte geben. Mir war es einerlei, meinetwegen hätte der lange Stefan auch mit einem Schaf verheiratet sein können. Ich war froh, in Berlin zu sein - und wollte bei ihm ja auch nicht bis zum Sankt Nimmerleinstag bleiben. Ich stellte meinen Koffer neben dem brummenden Kühlschranks namens »Mockba« ab. Die Hälfte des Zimmers nahm ein mit rosa Samt bezogenes französisches Bett mit einem goldenen Radiowecker am Kopfende ein.

- Soll ich da schlafen, Stefan?
- Wo sonst?

Die morschen Holzdielen knarrten unter meinen Schritten. Neben dem viel zu kleinen Kachelofen standen ein Tisch und ein abgeschabter Sessel, darin wird man den langen Stefan in vierzig Jahren tot auffinden. Die Wände waren weißgekalkt, an ihnen hingen Konzertplakate von Musikgruppen, deren Namen mir unbekannt waren. Lift, Porto, Ina Morgenweck und die Gruppe Charlie. An den Fensterrahmen blätterte die Farbe ab, man hörte den Wind durch die Ritzen pfeifen, in den Scheiben blühte ein Meer aus Eiskristallen.

- Stefan, das ist ja eine tolle Aussicht.

Ich schaute auf das Friedhofgelände auf der anderen Straßenseite.

- Finde ich auch. Da liegen nur berühmte Künstler, das ist unser Pärlasschäß. Du, Junge, tschuldige, aber ich hab gleich ne Verabredung mit nem richtig süßen Kerl. Kommst du erst mal ohne mich klar?

- Kein Problem, Stefan. Ich bin sowieso müde von der Fahrt und würde mich gern hinlegen. Das war ne lange Reise. Wir können ja später noch reden.

- Prima, dann mach ich mich mal auf den Weg. Machs gut, Junge. Und fühl dich ganz wie Zuhause.

- Tschüss, Stefan. Und danke.

Ich konnte kaum abwarten, bis Stefan die Wohnung verlassen hatte ... Bier treibt ja so gewaltig. Noch bevor die Tür ins Schloß gefallen war, stand ich vor der Spüle und schlug mein Wasser ins Waschbecken ab. Sodann inspizierte ich den Raum. Ich kontrollierte das Küchenschränkchen, durchsuchte die Kommode, schaute im Bettkasten nach, nichts, nada, nothing. Stefan besaß weder ein Tagebuch noch irgendwelche Pornohefte. Egal. Ich zog mich aus, schlüpfte in Stefans Schlafanzug und legte mich hin. Ich schlief sofort ein und träumte einen süßen Traum.

An einem warmen und schönen Wochentag im August begegne ich einem aus dem Fernsehen bekannten

Literaturkritiker in der Bahnhofsbuchhandlung unserer Landeshauptstadt. Ich gehe auf den Kritiker zu, stelle mich vor, der Kritiker lächelt und schüttelt meine Hand. Der Kritiker erzählt, daß er auf dem Weg zu einem Jungdramatikertreffen in einer nahen Universitätsstadt sei und fragt mich, ob ich nicht Lust hätte, ihn dorthin zu begleiten. Vor dem Treffen hätten wir dann auch noch ausreichend Gelegenheit, durch die Innenstadt zu schlendern und uns jeder auf seine Kosten ein Paar italienische Herrenschuhe zu kaufen. Das Angebot ist reizvoll, allerdings befinde ich mich gerade auf dem Weg zu einer Zusammenkunft mit der Verlegerin meines ersten Romans ... Ein Stelldichein, das ich nicht absagen kann und will. Der Kritiker beruhigt mich und sagt, daß der Zug erst in zwei Stunden abfahren werde, und mir also noch genügend Zeit für das Treffen bliebe. Wie wunderbar! Der Kritiker und ich vereinbaren einen Treffpunkt, dann begeben wir uns in ein nahegelegenes Café. Dort erwartet mich bereits meine Verlegerin, und rasch verfangen wir uns in einer amourösen Unterhaltung. Erst als meine Verlegerin unsere Rechnung begleicht und sich von mir verabschiedet, schaue ich auf die Uhr und erkenne, daß ich die Verabredung mit dem Kritiker glatt vergessen habe. Es ist höchste Eisenbahn, mir bleiben nur noch wenige Minuten. Ich renne so schnell ich kann zum Hauptbahnhof, doch als ich den Bahnsteig erreiche, sind der Zug und der Kritiker bereits abgefahren. Aus dem Lautsprecher ertönt eine Ansage: *Es ist das Kleine, das zum Großen fehlt. Herzlich Willkommen! Ihre Jugend ohne Plot.*

So weit die Träume, die Komposthaufen der Seele, zurück zum wirklichen Leben. Wohl mehrere Stunden schlummerte ich vor mich hin, friedlich, mollig und in Embryostellung, wie ein Angestellter im öffentlichen Dienst kurz vor dem Wochenende oder wie damals im Religionsunterricht bei Fräulein Klappenbach ... Bis sich plötzlich fremde Finger in meine Schultern krallten, au! Ich